

INSTITUT DES PARCS NATIONAUX  
DU CONGO BELGE

INSTITUUT DER NATIONALE PARKEN  
VAN BELGISCH CONGO

---

# Exploration du Parc National Albert

MISSION P. SCHUMACHER (1933-1936)

FASCICULE 2

---

# Exploratie van het Nationaal Albert Park

ZENDING P. SCHUMACHER (1933-1936)

AFLEVERING 2

ANTHROPOMETRISCHE AUFNAHMEN

BEI DEN

**KIVU-PYGMÄEN**

VON

P. SCHUMACHER (Antwerpen)



BRUXELLES  
1939

BRUSSEL  
1939

# Exploration du Parc National Albert

MISSION P. SCHUMACHER (1933-1936)

FASCICULE 2

## BERICHTIGUNG

S. 16 (4. Zeile von oben), *statt* :

« mythologischen Charakter annehmen. Die damaligen Barēnge- und Bázigāba- »

*lies* :

« ihn jetzt für die Nord-Ost-Batwa besprechen. (Die « Barēnge » herrschten »

27. Zeile von oben, *statt* :

« ihn jetzt für die Nord-Ost-Batwa besprechen. (Die « Barēnge » herrschten »

*lies* :

« mythologischen Charakter annehmen. Die damaligen Barēnge- und Bázigāba- »

INSTITUT DES PARCS NATIONAUX  
DU CONGO BELGE

INSTITUUT DER NATIONALE PARKEN  
VAN BELGISCH CONGO

---

# Exploration du Parc National Albert

MISSION P. SCHUMACHER (1933-1936)

FASCICULE 2

---

# Exploratie van het Nationaal Albert Park

ZENDING P. SCHUMACHER (1933-1936)

AFLEVERING 2

ANTHROPOMETRISCHE AUFNAHMEN

BEI DEN

**KIVU-PYGMÄEN**

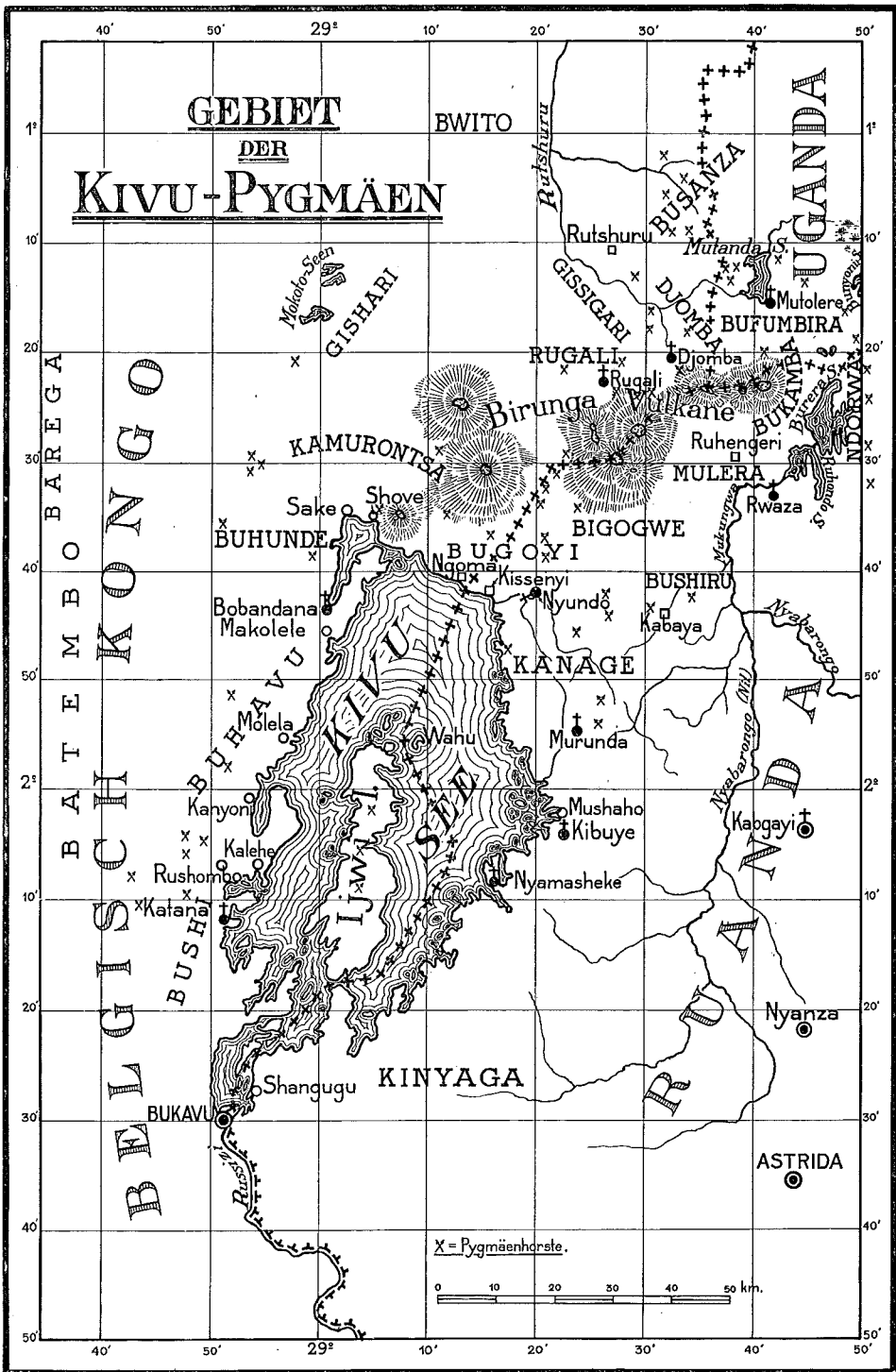
VON

P. SCHUMACHER (Antwerpen)



BRUXELLES  
1939

BRUSSEL  
1939



ANTHROPOMETRISCHE AUFNAHMEN  
BEI DEN  
**KIVU-PYGMÄEN**

VON

P. SCHUMACHER (Antwerpen).

---

EINFÜHRUNG

Meine Forschungsreisen bei den Kivu-Pygmäen erstreckten sich von Juni 1926 bis Januar 1933. Sie umfassten das gesamte Vulkangebiet (Parc National Albert), den Nord-Westen von Uganda, Norden, Nord-Osten und Nord-Westen von Ruanda: Ndórwa, Múlëra, Bushíru, Bugoyi; Nord-, Nordwest- und West-Kivu mit der Insel 'Ijwi. Vorübergehend konnte ich auch die Ituri-Pygmäen besichtigen gelegentlich eines Besuches, den ich den beiden Forschern P. Dr. Schebesta und P. Dr. Gusinde abstattete.

Die Messungen nahm ich nach Angaben und Anleitung von Dr. Schebesta übereinstimmend mit ihm vor; deren wissenschaftlicher Bearbeitung widmeten sich bereitwilligst Frau Amelie Frank und Frau Margarete Weninger in Wien. Für die aufopfernde Mühe, der sich die Verfasserinnen bei einer derartigen Präzisionsarbeit unterzogen, spreche ich ihnen meinen anerkennenden Dank aus.

Der in früheren Zeiten beständig kriegerische Fehden zwischen Batwa und rodenden Hutu (Bahútu) auslösende, unaufhaltsame Waldschwund hatte eine doppelte Erscheinung zur Folge: den Übergang der nunmehr an Jagdrevieren besitzlos gewordenen Twa (Batwa) zur Töpferei und Ansiedlung im Lande, dann Landesflucht und Auswanderung nach den Kongo-Wäldern, wo sie sich anderen Gruppen anschliessen mussten, wenn nicht der dortige Sultan ihnen eigene Waldviertel zuwies. Vielerorts in W-Kivu stiess ich auf Ruanda-Batwa. Die meisten entschlossen sich zur Töpferei im Landesinnern, denn die Jäger-Pygmäen sehen ungern ein über gewisse

Grenzen hinausgehendes Anwachsen ihrer Gruppen. Diese Individual- oder auch Hordenwanderungen fanden denn zunächst im Lande selbst gegen die Peripherie zu statt, bis der anhaltende Druck eine Auflösung der Gruppen erzwang, mit folgendem Übergang zur Ansässigkeit oder zur Auswanderung. Die Unlust der Pygmäen zu unbegrenzter Aufnahme von fremden Elementen beruht zunächst auf Knappheit der Walderträge im eigenen Revier; dann hatten sie womögliche spätere Weiterungen zu befürchten in dem Sinne, dass übermächtig gewordene Eindringlinge sich die Jagdgründe überhaupt aneigneten.

Sehr schwer gewöhnen sich die Jägerpygmäen und selbst die Töpfer an regelmässige Feldarbeit, abgesehen von kleinen, unbedeutenden Ansätzen. Eben deshalb bequemten sich die früheren Jäger zur Übernahme der Töpferei, die ihre ausgesprochene Freiheitsliebe nur in beschränkter Masse beeinträchtigt. Ich kenne nur einen Fall, und zwar in Zentral-Ruanda, wo eine Gruppe zum vollen Ackerbau überging. Regierungsbeamte stellten fest, dass sie die öffentlichen Arbeiten mustergültig verrichteten. Die Töpfer-Twa dagegen fallen auf durch ihren Hang zu Bettelei und Diebstahl. Ihre Trägheit wird zudem durch die Freigebigkeit, vor allem der Tutsi, genährt, die stets als Beschützer der Twa auftreten. So kommt es vielfach, dass sie sich überhaupt in den Dienst der Landesfürsten stellen, wo sie, ohne weitere Sorge für den Unterhalt, den Herrn mit Gesang und Zitherspiel unterhalten, dann auch die Sänften der Herrinnen und vor allem die des Sultans tragen. Zu einer gleichgeschalteten Eingemeindung aber kam es nirgendwo, denn die Twa bleiben wegen ihrer Verachtung der Tabus — sie sind « Allesfresser » — gesellschaftlich geächtet. Die Zeit ist allerdings noch ein bisschen kurz, nicht einmal hundert Jahre, aber trotzdem könnte vielleicht hier die methodische Forschung einsetzen, um die ersten somatischen Differenzierungen dieser Töpfer- mit den Jäger-Pygmäen herauszuarbeiten. Das Element « Mischung », seit ihrer Trennung, käme überhaupt nicht in Betracht. Im Gegensatz zu den harten Lebensbedingungen der Jäger im Waldgebirge, tritt hier die offene Landschaft auf mit engem Anschluss an den Ackerbau, eher zu verstehen im Sinne eines Ausfalls der reichlichen Fleischnahrung, denn auch die Jäger-Batwa üben Symbiose.

Wie wenig Sinn diese Zwergvölker für den Ackerbau bekunden, mag folgendes Erlebnis zeigen. Im Kāmūrōntsa-Gebiet (N-Kivu) fand eine Übersiedlung von Hutu statt, und die verlassenen Bananenschamben wurden den dortigen Zwergen zugewiesen. Sie begnügten sich damit, die Trauben zu schneiden, die Schambe selbst aber liessen sie ohne alle Pflege, bedauerten jedoch umso lebhafter den Auszug der fleissigen Hutu. Nach einem Jahre fand ich den üppigen Hain in ganz verwahrlostem Zustande mit sehr geringem Ertrag. Hier sei noch bemerkt, dass die innere Entartung der Töpfer-Twa bereits soweit vorgeschritten ist, dass sie eine frühere Stammesgemeinschaft mit den Jägern, Impūnyu (die Kleinen) genannt, ablehnen. Sie sehen sich für zivilisiert, jene für Wilde an; ihre auf tieferem Stande sich

ergehende moralische Lebenshaltung kommt ihnen nicht zum Bewusstsein.

Pflanzenkost tauschen sich die Jäger-Pygmäen gegen ihre Waldprodukte ein : Pelzwerk, Fleisch, Lianen und Lianengeflechte (Frauengürtel), Schnitzwerk (Hirten- und Wanderstäbe) und Elfenbein. Wildbret wird allerdings nur in beschränkter Masse angenommen. Sie zeigen eine grosse Schwäche für Bananen- und Hirsebräu und trinken auf Vorschuss, da die Hutu ihnen beständig ihre schäumenden Bierkrüge zutragen. Infolge ihrer Waldesherrlichkeit erhalten sie dann gewisse Abgaben für Holzschlag und Auslegen von Bienenbeuten; mitunter erteilen sie auch Genehmigung zu Einzeljagden. Der Bettel scheint ein überkommenes Vorrecht der Twa zu sein, wenn die Jäger sich dabei auch nicht so aufdringlich zeigen wie die Töpfer. Bei den Tutsi werden die bettelnden Twa nie abgewiesen.

In NO- und W-Kívu üben die Pygmäen noch z. T. Wildbeuterei durch Einsammeln von Walderträgen : wilde Banane, Baumfrüchte, Waldbeeren, Knollen. So ergibt es sich, dass in Verbindung mit der Jagd die Pygmäen zu Zeiten von Teuerungen nie ganz leer ausgehen. Aufgegebene Hutu-Frauen finden sich dann mitunter bei ihnen ein : einer der Ausnahmefälle, wo Mischung stattfindet, abgesehen wohl von gelegentlichem Zusammentreffen der im Revier beschäftigten, sehr verschwiegenen, sagt man, Waldschönen mit den dort auf der Ferntrift sich befindenden hamitischen Viehhirten. Hier dürften wir wohl die in der Fachwissenschaft ziemlich verbreitete Ansicht richtigstellen, dass Büffelstiere Waldvieh nicht belegen. Die Tutsi erklärten mir, dass aus einem solchen Zusammentreffen hervorgehende Kälber sehr wild seien und die Pflege spezialisierter Hirten erforderten.

Trotz der hohen Geburtenzahl bedingt die natürliche Auslese bei den Batwa, auf Grund der harten Lebensführung, eine Sterblichkeitsziffer der Kinder von rund und mindestens 50 %.

Die Batwa errichten ihre Standquartiere durchgängig am Waldessaum, damit ihre Frauen leichter dem Tauschhandel mit den ackerbautreibenden Negern obliegen können. Mitunter findet man sie auch auf offenem Gelände in der Nähe des Waldes, und in W-Kívu sogar in engem Kontakt mit der Bevölkerung. Daher kommt es, dass z. B. die Bahünde (NW-Kívu) auf ihren Reisen in Ruanda gleich den Batwa geächtet werden und bei diesen Unterkunft suchen müssen; hier soll es allerdings zu gelegentlichen Mischungen kommen, aber auch die Bahünde sind wiederum kleiner und schwächer als die Bahutu von Ruanda. Der lichte Ruanda-Wald ist nicht zu vergleichen mit dem Ituri-Walde und seinen himmelanstrebenden, dicht aneinander stehenden Baumriesen. Hier herrscht nur gedämpftes Tageslicht bei feuchtwarmem Klima; die Höhenlage beträgt 900 m., während die Pygmäenhorste in Ruanda und W-Kívu sich meistens zwischen 2.000-3.000 m. bewegen; in der Nacht wird es empfindlich kalt. Dazu jagen die Ruanda-Twa vielfach in offener Buschsteppe. Bambuswälder bedecken weithin die Höhen der beiderseitigen Grabenbruchränder.

So haben wir denn in Ruanda die Riesengestalten der hamitischen Tutsi

bis zu 2,12 m. : Neben den Erträgen des Ackerbaus ernähren sie sich hauptsächlich von Milchspeisen; Fleischmangel gibt es nicht bei ihnen. Dann die starkgebauten Bantu-Neger (Bahútu) : Ihre Nahrung besteht in Bohnen, Erbsen, Bataten, Hirse, Eleusine, Mais, Taro, Yams, neuerdings auch Kartoffeln, Maniok, Weizen; infolge ihrer Symbiose haben die Batwa Anteil an dem so reich bestellten Menu. Bei den Hutu bilden Milch und Fleisch die Ausnahme. Die Batwa geniessen reichlich Fleisch und können sich des öfters auch einen Trunk Milch bei den Tutsi gönnen; dann sind sie, wie erwähnt, grosse Freunde von alkoholischen Getränken. Der über und über mit Silberhaar bewachsene Patriarch büsst nichts an seinem Ansehen ein, wenn er fidel am Boden kauert und die drolligsten Männchen macht; alles schaut ihm belustigt zu und es heisst lediglich : « Er ist betrunken », kein Vorwurf, sondern eine Entschuldigung.

Die Hauptnahrung der Wirtsvölker der Efe besteht in Bananen; die Hutu von Ruanda sind kräftiger gebaut, und unter diesen wieder die Bewohner des Waldgebirges, wo der Erbsenbau überwiegt.

Die Hutu wohnen in sorgfältig aufgeführten Strohkuppen (Bienenkorb), bei Kälte warm, bei Hitze kühl. Die Pygmäen haben denselben Baustil, doch bautechnisch sehr vernachlässigt. Vielfach findet man im Innern überhaupt keine Raumeinteilungen, und das Nachtlager besteht z. T. aus einer blossen Grasstreu auf ebener Erde. Eine solche Erscheinung lässt uns bereits erraten, dass die Pygmäenwohnung eher als blosses Nachtlager in Betracht kommt : die Jäger befinden sich tagsüber auf der Jagd, die Frauen sammeln im Walde oder betätigen sich im Tauschhandel; meistens trifft man sich erst am Abend.

So sehen die gegenwärtigen Bedingungen aus. Wie war es aber vor Zeiten? - denn diese Frage ist erbbiologisch wohl ausschlaggebend. Ganz Ruanda war bis in die jüngste Zeit mit Wald bedeckt. Ich habe errechnet, dass der Wald unter der Axt der Ackerbauer etwa einen Kilometer pro Jahr zurückwich. Von meinem Holzschlag im Jahre 1908 bis zum Kívu-See ist es eine Tagereise; jetzt ist auf dieser Strecke kein Wald mehr vorhanden. Im Innern des Landes stösst man auf mächtige Baumstümpfe in den Sümpfen. Die Pygmäen befanden sich in ihrem eigenen Element, lebten von der Jagd und der Wildernte, wie zunächst auch die ersten Hútu-Einwanderer, bis sie ihren Ackerbau entwickeln konnten. Die Nahrung bestand, ausser Wildbret, in Wurzeln und Knollen, Beeren, Baumfrüchten, Gemüse, wilden Bananen, Honig. Die Rückwirkung von Feld- oder Wildfrucht auf die Hormone kann nicht dieselbe sein; dazu kam der Salz-mangel. Bei Tieren fällt das Bedürfnis nach Salzgänzung sehr auf : die Ziegen graben im vulkanischen Tuff nach salzhaltiger Erde, die sie belecken; Tauben picken über Urinstellen; sobald die Rinder Solentränken wittern, sind sie nicht mehr zu halten, und wenn man sie bei der Tränke nicht scharf überwacht, trinken sie sich zu Tode : « es ist Bier für sie », sagen die Hirten.



Zu Zeiten von Hungersnot sind auch die Neger auf Wildfrucht angewiesen, vor allem Farnknollen und Bananenwurzeln; die Wildernte im Walde verstehen sie nicht und würden von den Pygmäen zudem sicher abgewiesen. Die Wirkung auf die Milchdrüsen der Frauen ist unmittelbar. Die Wildbeuter bei den Pygmäen dagegen sehen wohlgenährt aus, allerdings kommt Wildbret hinzu und eine gewisse Abwechslung. Ein Ackerbauer aber könnte einen solchen plötzlich einsetzenden Nahrungswechsel wohl kaum ertragen ohne Schaden zu nehmen. Somit muss der Organismus angepasst sein, um auch in dieser Umwelt normal zu funktionieren.

Die biologische Tatsache der Anpassung steht ausser Zweifel: man denke nur an die Anpassung der Tiefseetiere, an die allen geläufige Akklimatisation, an die oben erwähnte Einstellung der Wildbeuter, deren unmittelbarem, erzwungenem Versuch die Ackerbauer bei der Hungersnot von 1918 zu Tausenden erlagen. Eine aktuelle Anpassung bei den Pygmäen des Vulkangebietes habe ich beobachten können: den Parallelstand der Füsse. Sie sind zu einer solchen Haltung gezwungen in dem scharfen Silikatgestein, um sich auf den sehr engen Schlingelpfaden die Zehen nicht an den seitlichen Lava-Trümmern zu verletzen.

In dieser Annahme gehen Zoologen und Viehzüchter sehr weit: Unter dem Zwang der Anpassung, z. B. an die Steppe, wären die Huftiere zu Einhufern geworden; in der Viehzucht beobachtet man häufig bei Pferden die Rückbildung der anderen Zehen. Im Kolleg stellte ich die Frage, ob denn unter dem Zwang der umgekehrten Bedingungen, neue Anpassung an die Gebirgswelt, die Kümmerzehen wieder zu ihrer frühern Geltung kämen. Hier lässt man aber das sog. « Irreversibilitätsgesetz » gelten. Eine Begründung dieses Gesetzes ist nicht leicht ersichtlich, da Zwang doch einmal Zwang sein muss, und ferner wirkte hier die atavistische Anlage und Neigung fördernd mit, wie ja in der Viehzucht ein Reversibilitätsgesetz auch ohne diesen Zwang immer wieder zum Durchbruch kommt, trotz widerstrebender Bedingungen.

Bei den Pygmäen müsste man denn die langen Arme den Erfordernissen des Bogenspannens, des Speerwerfens, des beständigen Auf- und Ausreckens wunderbar angepasst finden, wie anderseits die kurzen unteren Gliedmassen dem erzwungenen Trippelschritt im Gebirge und im Unterholz des Waldesdickichts, wo die besten langbeinigen Gänger ihnen unmöglich schritthielten. Dazu ein erlebtes Beispiel. Ein Herr bat mich, die scheuen Waltbatwa zu veranlassen, dass sie einwilligten ihm Führerdienste zu leisten, da er für sein Leben gern einmal Büffel sähe; er verfolge keine Jagdzwecke. Er fügt hinzu: « Ich bin ein grosser Wanderer vor dem Herrn, stets bleiben meine schwarzen Begleiter weit hinter mir zurück; werden die Zwerglein mir wohl schritthalten können? » Ich antworte: « Mein Herr, seien Sie ohne Sorge! » Bei der Bückkehr am Abend ist er ausser sich vor Staunen: « Unglaublich! Steigen doch da die kleinen Männlein, geruhsam plaudernd und ihr Pfeifchen schmauchend, den steilen Waldespfad hinan, und ich keuchend, in Schweiss gebadet, habe alle Mühe mitzukommen.

Schliesslich wenden sie sich an mich mit bedeutungsvollen Zeichen. Es sollte heissen, dass sich hinter dem nahen Busch Büffel befänden. Ich sehe nichts, höre nichts, erspähe auch keine Fährte. Unbekümmert trippeln sie weiter. Da sind wir am Busch; sie wiederholen die geheimnisvollen Zeichen... wir standen vor einer Büffelherde. »

In der Tierwelt bewundert man die Anpassung etwa der Tiefseetiere. Unsern Dackel, den Pygmäen des Hundegeschlechts, wird man weniger für einen Krüppel ansehen als einen für die Baujagd hervorragend geeigneten Spürhund.

Wenn nun solche Schrumpfung und Wucherungen auf Anpassung beruhen, so wird man von einer privativen Kümmerform bei den Pygmäen nicht reden dürfen. Auf der Jagd wäre der « starke » Neger dem Pygmäen nicht gewachsen, weder an Behendigkeit, noch Geschicklichkeit und Ausdauer.

Als weitere Bestätigung wäre zu erwähnen die, ich möchte sagen, Lebensblüte des Menschen als Messapparat seiner organischen Veranlagung: das Gemüt. Die Pygmäen sind immer aufgeräumt, munter und fröhlich; die grössten Verluste — ein Elefant mit seinem wertvollen Elfenbein — rauben ihnen nicht ihre Lebensfreude. Einmal verzichteten sie auf die Verfolgung eines schweren Elefanten, bloss um mir bei der Abreise — eines zeitweiligen Abschiedes, denn ich sollte wiederkommen — ein beinahe fünfstündiges Geleite zu geben, die gesamte Horde mit dem silberhaarigen Patriarchen an der Spitze. Wenn Bier aufgetragen wird, trinken, tanzen und singen sie bis tief in die Nacht hinein, trotz aller Anstrengungen des Tages, die am Morgen wieder aufgenommen werden: die Männer auf der Jagd, die Frauen auf der Nahrungssuche oder dem Tauschhandel, ihre schweren Proviantkörbe schleppend mit einem 2-3-jährigen Sprössling als Zugabe.

Der tropische Urwald soll seine Zwerge in der Tierwelt bergen, dagegen haben wir unter abweichenden Bedingungen die Riesen: Elefant, Nashorn, Flusspferd, Büffel, Warzenschwein u. s. w. M. Austen, *Die Jagd der afrikanischen Zwerge*, schreibt: « ... der Urwald wird sowohl in der Zahl der Arten als auch der Tiere selbst von der offenen Landschaft erheblich übertroffen, auch sind seine Tiere als Schattengewächse bedeutend kleiner als ihre gleichartigen Verwandten in der Savanne oder Steppe. » Alles Folgerscheinungen der Umweltbedingungen.

Die Feststellung Czekanowskis, dass die West-Batwa, besonders die von der Insel Ijwi, kleiner sind als die östlichen in Ruanda, findet ihre Bestätigung. Die Efe-Pygmäen wiederum sind noch um ein bedeutendes kleiner. Die allgemeine Annahme der Anthropologen geht dahin, dass die Körpergrösse eines echten Pygmäen 1,50 m. nicht überschreiten dürfe. In bezug auf die Kivu-Pygmäen errechnet A. Frank folgendes Ergebnis: « Daraus ergibt sich eine durchschnittliche Körpergrösse aller Batwa von

♂ 1.514 mm. und ♀ 1.418 mm. » (s.u.) <sup>(1)</sup>. Nebenbei könnte man wohl bemerken, dass Indices kein anschauliches Bild der wirklichen Körperverhältnisse ergeben, weil die Masse ineinandergerechnet, relativiert sind.

Bei fortgesetzter Mischung schwindet der Pygmäen-Typus vollständig nach fünf Generationen, so bei geadelten Batwa, die Anrecht haben auf Tutsi-Frauen. Die Baskête in Ruanda sind zu Hamiten geworden, nicht bloss im Hochwuchs, sondern auch in den Gesichtszügen, denn Mischung beeinflusst nicht die Körpergrösse allein. So ergäben sich im angehenden Stadium die wirklichen Pygmoiden, bis bei fortschreitender Mischung der Pygmäentypus schliesslich verschwindet. Die Baskête haben zudem ihre Pygmäen-Phonetik in der Aussprache des Ruanda eingebüsst, nicht aber die im Lande ebenfalls ansässig gewordenen Töpfer-Batwa, deren eigenartige Tonalität immer noch vollkommen mit derjenigen der Jäger-Batwa übereinstimmt.

In bezug auf die Töpfer-Batwa schreibt P. Schebesta in seinem neuesten Werk : *Die Bambuti-Pygmäen vom Ituri* (Bruxelles, librairie Falk, fils; Georges Van Campenhout, successeur, rue des Paroissiens, 22) S. 360 : « ... an den Töpfer-Batwa (in Ruanda) hingegen ist das Pygmäische schon verwischt, und zwar mehr als an allen anderen Pygmoiden », und trotzdem würde man auf den ersten Blick, auch ohne seine Stimme gehört zu haben, einen Töpfer-Mutwa aus einer Menge Neger herausgreifen. Für die Batwa hat man Mischung angenommen, nicht historisch erwiesen, sondern am Endergebnis festgestellt. Nun scheinen sich einzelne Angaben zu widersprechen. Czekański (s.o.) sieht den Pygmäen-Typus am besten im Westen des Kivu und vor allem auf der Insel Ijwi gewahrt. A. Frank notiert ihrerseits übereinstimmend (s. u.) : « Die Westgruppen sind daher kleiner als die Ostgruppen. Sie zeigen einen bedeutenden Unterschied mit den Bahutu (Ruanda-Neger), die nach den Messungen von P. Schumacher 1.723 mm. gross sind. » M. Weninger findet dagegen (s. u.) : « Viel bessere Übereinstimmung zeigen die Ituri-Pygmäen mit der Nordostgruppe der Kivu-Batwa. Was den 2. Finger betrifft, so bringen hier die Verteilungszahlen der Mustertypen für die beiden Teilgruppen der Kivu-Batwa viel übereinstimmendere Werte als für den Daumen. Das wirkt sich beim Gesamtvergleich aus. Die Musterverteilung ist für die gesamten Kivu-Batwa und die Ituri-Pygmäen ziemlich ähnlich, doch steht wieder die Nordostgruppe (wie es auch beim Daumen der Fall war) den Ituri-Pygmäen näher, was sich besonders in der Häufigkeit der Bogen äussert. Im allgemeinen kann man also sagen, dass zwischen den beobachteten Kivu-Batwa und den Ituri-Pygmäen von Dankmeijer eine mässige, zwischen der Nordostgruppe der Kivu-Batwa und den Ituri-Pygmäen eine gute Übereinstimmung herrscht. (Dankmeijer nahm bei seinem Material, das aus

(1) s. u. S. 39 : « Für die Batwa typisch sind also die Individuen mit dolicho- und mesocephalen Schädeln, mittel dicken Lippen, einer Körpergrösse von 1.500, bzw. 1.400 mm., mittelhohem Gesicht und breiter Nase. »

verschiedenen Pygmäenhorden des Ituriwaldes besteht, keine weitere Unterteilung vor). »

Wegen der « Bedeutung des Hautleistensystems in rassenhafter Beziehung », da es wohl von Grössenverhältnissen unabhängig ist, müssen diese Feststellungen sehr auffallen. Dazu kommt die wertvolle Beobachtung *Schebesta*s bei den Töpfer-Batwa im Innern Ruandes; sie mag die Bedeutung einer wahren Offenbarung haben. Dem eingelebten Missionar fällt dieser Unterschied zwischen Jäger- und Töpfer-Batwa kaum auf: Die Gesichtszüge, das typische Gebaren und die Batwa-Intonation in der Sprache, — die Aussprache der Baskête-Mischlinge ist bereits vollkommen hamitisch, denn auch die Tütsi haben ihre eigene Inflexions-Phonetik; in beiden Fällen bleibt das grammatische Tonsystem selbstverständlich unberührt, es handelt sich einfach um Klangfärbung, die wohl wieder vom physisch verschiedenen Organ bei Tütsi, Hutu und Batwa bedingt ist — alles das fällt dem Missionar als markanter Unterschied zwischen den beiden Batwa-Typen weniger auf. Weshalb gestaltet sich die Beobachtung des erfahrenen Pygmäen-Forschers gewissermassen zu einer Offenbarung? Weil sie uns zu einem zwingenden Schluss führt. Wenn nämlich bei den Töpferbatwa das Pygmäische schon verwischt ist, mehr als bei allen anderen Pygmoiden, und hier Mischung reinweg ausgeschlossen ist, so kommt nur noch die veränderte Umwelt in Frage. Ihr Einfluss kann so eingreifend sein, dass man an Mischung denken könnte. Es drängt sich dann weiter der Schluss auf, dass wir es bei den Batwa überhaupt nur mit einer pygmäomorphen Varietät der Zwergrasse zu tun haben.

Es bleibt mir darzulegen, dass Mischung bei den Töpfer-Batwa ausgeschlossen ist. Die Trennung ist nämlich nicht prähistorisch, sondern erfolgte allmählich seit kaum hundert Jahren. Im Jahre 1908 reichte der Ruandawald im Westen und Nordwesten noch bis dicht an den Nyábarōngo heran: dort hatte ich meinen Holzschlag. Die gesellschaftliche Ächtung der Batwa liess eine Eingemeindung nicht zu: Die Töpfer-Batwa leben in eigenen kleinen Siedlungen; bisweilen beschränkt sich diese « Siedlung » auf eine einzige Hütte, meistens frei ohne Umhegung auf dem Gelände stehend, wie es bei den Batwa-Siedlungen überhaupt der Fall ist. Nicht bloss ist Ehegemeinschaft ausgeschlossen, man möchte mit einem Mutwa nicht einmal auf derselben Matte sitzen (s. o. die Ächtung selbst der Hunde-Neger). So käme denn nur mehr die veränderte Umwelt in Frage: Die geringere Höhenlage in offener Landschaft, Ausschluss der Wildbeuterei und Einstellung auf alleinige Symbiose mit dem Ackerbau, Fleischmahrung nur noch gelegentlich, dann die durchaus veränderte Lebensweise mit Ausfall der Jagdstrazen im Waldgebirge.

Nach *Schebesta* ist im Ituri-Walde selbst, vor allem aber in den Randzonen, ein intensiver Mischungsprozess vor sich gegangen, so zwar, dass « ganze Pygmäenkontinente in dieser Negerbevölkerung aufgingen ». Das enge Zusammenleben in den abgeschlossenen Siedlungen des Urwaldes

mag viel dazu beigetragen haben. Die Mischung fällt weniger auf, weil die Waldneger ihrerseits heller und kleiner sind als die Ruanda-Neger; ähnliche Grössenverhältnisse nebst kultureller Verwandtschaft finden wir auch in Buhünde, wo die Meidungssitten viel weniger ausgeprägt sind als in Ruanda. Der dortige Schlängeltanz der Batwa entspricht genau demjenigen, den ich in Schebestas Lager am Ituri beobachtete. Die Ruanda-Batwa haben, wie die Neger, den Partner- oder Zweitanz inmitten eines Kreises von Sängern und Taktschlägern. Wir gewinnen denn den Eindruck, dass Efe und Batwa eben Kinder ihrer Heimat sind. Wollten oder müssten Efe und Batwa ihre Horste umtauschen, auch ohne dass Mischung mit Negern erfolgte, so würden sie nach einer entsprechenden Zeit nicht mehr die alten Efe noch die alten Batwa sein. Die nicht bloss anschauliche, sondern auch biologisch so scharf von Schebesta gewertete Umwelt des Ituri-Waldes lässt darüber kaum einen Zweifel bestehen, wie die unten angefügten kurzen Auszüge es des nähern darlegen. Der spezialisierte Leser wird die weiteren Ausführungen des sachkundigen Berichtes im Werke des Verfassers selbst einsehen. Schebesta hat hier sicher einen gewichtigen Beitrag geliefert zur Klärung des so komplizierten Pygmäenproblems.

Die eingangs angedeutete Schlüsselstellung der Töpfer-Batwa in bezug auf die Mischungsfrage war bereits in der ersten Korrektur gedruckt, als Schebestas Werk der Öffentlichkeit übergeben wurde. Ich liess diesen Text unberührt, freudig überrascht darüber, dass der bewährte Pygmäen-Spezialist selbst uns die gewünschte Lösung nahelegte.

Bei den Bahünde nennen die Batwa die dortigen Neger « Batsira », d. h. Dummköpfe. Der Ausdruck ist Gemeingut geworden derart, dass die Eingeborenen im Gegensatz zu den Batwa sich selbst diesen Namen beilegen. Der Sultan zeigte sich voll des Lobes über die Batwa: sie seien die treuesten und zuverlässigsten Untertanen. Ein Mutwa darf es sich herausnehmen, sein Nachtlager unter dem Bett des Königs herzurichten, während die « Prinzen » und die Kronräte vom Hofe ferngehalten werden: es sei ihnen nicht zu trauen. Über die für uns näher in Betracht kommenden Beziehungen äusserte sich der Sultan wie folgt: « Batsira und Batwa üben keine Ehegemeinschaft, hierin bilden nur Mischlinge eine Ausnahme. (Solche Beziehungen haben also doch stattgefunden.) Dem König allein steht es (wohl mehr rituell) zu, ein Mutwa-Weib zu haben, doch nie hörte ich, dass einer solchen Ehe Kinder entsprossen wären. So ein Mutsira an Hüftweh leidet, soll das wirksamste Heilmittel darin bestehen, dass er eine Nacht mit einer Mutwa verbringt, eine einzige nur, die er « stehlen » muss (bei geheimer Zusammenkunft). Die Zustimmung des Weibes erobert er sich durch Geschenke, verschweigt aber den wirklichen Beweggrund. Für die Batwa ihrerseits besteht kein Verbot, eine Muhünde zu ehelichen, doch will sich unser Herz nicht dazu verstehen. » Die Batwa sind nämlich überhaupt nicht strafbar bei dem dort geltenden Recht, sie sollen sich aber auch « nichts zu schulden kommen lassen ». Die Ächtung der Bahünde in Ruanda,

der enge Kontakt zwischen Batsira und Batwa, das unbeanstandete Heilverfahren legen nun doch erleichterte Mischungsmöglichkeiten nahe, besonders da mit Zustimmung der Eltern der freie Verkehr unter den jungen Leuten gewissermassen eine stehende Landeseinrichtung ist; nur Ehebruch wird schwer geahndet. Trotz allem weisen die dortigen Betwa geringere Körpermasse auf, eben weil die Bahunde selbst nicht an den kräftigen Wuchs der Ruanda-Leute heranreichen, wo jetzige Mischung mit Batwa nur Ausnahmefälle betrifft. Die grösseren Ruanda-Batwa zeigen nun aber, was rassistisch wichtiger ist, eine « gute » Übereinstimmung im Hautleistensystem. Aus diesen Feststellungen scheint sich zu ergeben, dass für beide, Hutu und Batwa, die Einwirkung der Umwelt in getrennt paralleler Entwicklung ausschlaggebend gewesen ist; sie erklärt, dass abweichend etwa von den Baskète, der Pygmäen-Typus erhalten blieb, während Mischung ihn « verwischt ».

Ich lasse hier in kurzer Zusammenstellung die einschlägigen Stellen aus Schebestas Werk folgen :

S. 51. — « Da zur Formung einer Rasse und eines Volkes auch die äusseren Lebensbedingungen wesentlich beitragen, ist die Kenntnis der Umwelt unerlässlich. »

S. 52. — « In höheren Lagen (als 600-1.200 m.) kommen sie (die Bambuti) nicht vor. » (In Ruanda : a) Jäger : 2.000-3.000 m.; b) Töpfer : 1.800 m.).

S. 57. — « Alles in allem herrscht im Ituri-Walde eine mangelhafte Ventilation und veranlasst eine gleichmässige, konstante feuchtwarme Temperatur... enormer Feuchtigkeitsgehalt der Luft... Fühlbare Temperaturschwankungen sind in den einzelnen Monaten kaum zu konstatieren, so dass eine Einteilung nach Monaten nicht möglich ist... Temperaturminimum in den östlichen, höher gelegenen Waldgebieten, 1.000-1.200 m.: 17° C; das Maximum beträgt etwa 34°. »

In Ruanda, über 2.000 m., nachts +8° C, Im Rugege-Wald, SW-Ruanda, fand Dr. K a n d t das Wasser im Waschbecken am Morgen mit einer leichten Eisschicht bedeckt.

S. 58. — « Infolge des mangelhaften Luftzuges bleibt die Luft im Ituri-Wald Tag und Nacht, jahraus jahrein, mit Feuchtigkeit gesättigt... Die Sonne trocknet den Waldboden nie ganz aus, selbst nicht nach längeren Regenpausen, die gelegentlich eintraten... JOHNSTON M., *Congorilla*, S. 44, schreibt : « Die Feuchtigkeit richtete unsere Aufnahmegeräte und die andere Ausrüstung in kürzester Zeit zugrunde. Das Leder löste sich von den Bälgen, die zusammengesetzten Linsen liessen sich vor Nässe nicht drehen, die Essvorräte setzten in den Büchsen Krusten an, Kleider und Bettzeug rochen muffig. »

In Ruanda sind nur die dichtesten Waldstellen auch im Hochsommer feuchtfriech. Dort wohnen aber keine Batwa. Ihre Horste befinden sich am luftigen, trocknen Waldessaum oder gar auf offener Steppe.

S. 59/60. — « Diesem Klima passen sich Mensch, Tier und Pflanze weitgehendst an. Die Anpassung der Bambuti ist söweit gediehen, dass sie den schädlichen Einflüssen dieses Klimas mit Erfolg begegnen. Unmittelbaren Sonnenbrand meiden sie; am ehesten und am meisten nimmt sie die Sonne mit, daher fühlen sie sich im Waldesschatten wohl... ihre Hütten stellen sie (in den Waldlichtungen) in den Schatten der Bäume... Welche Wirkungen die enorme Feuchtigkeit auf den Pygmäenorganismus ausübt und bis zu welchem Grad der Anpassung sie Veranlassung gab, darüber fehlen leider Beobachtungen. »

Dem « Sonnenbrand » sind die Batwa Ruandas (2° südl. v. Äquator) tagtäglich ausgesetzt.

S. 64. — « Das Auge muss sich dem herrschenden Dämmer anpassen, ehe es fähig wird zu unterscheiden, was am Boden, im Gestrüpp und in den dichten Baumkronen vor sich geht. »

In Ruanda : Grelles Tageslicht.

Schebesta bespricht in diesem Zusammenhang die Nahrungsverhältnisse der Bambuti im Ituri-Walde : Baumfrüchte, Beeren (nicht wesentlich), Knollenfrüchte (wichtig), Blattgrün und Mark vieler Stauden, reichlich essbare Pilze, Wurzeln, Blätter, Baumrinden, viele Medizinalkräuter; Grosswild mangelhaft vertreten, Okapi (Urwaldgiraffe), Antilopen, besonders die kleinen, Schlangen (gegessen), Weichtiere, Würmer, Insekten, Honig, Termiten, Raupen, Larven, Maden, Schnecken, Muscheln, Fische, Krabben, Krebse, Frösche... Er beschliesst in « Waldesstimmung », S. 71 : « Ich hielt es für wichtig, auf diese Dinge — wenn auch nur in etwa — einzugehen, weil durch all dies nicht nur das tägliche Leben der Bambuti, sondern auch ihre somatische und psychische Art bedingt erscheint. »

Für die Batwa, enger Anschluss an den Ackerbau (s. o.) und eigentliche Fleischnahrung, also Hochwild : besonders Kandtaffe (kleines Goldäffchen), eine Gazellenart, Antilope, Büffel, Wildschwein, Warzenschwein, Elefant, auch Klippenschliefer, kein niederes Getier. An Wildbeute besonders Honig, Beeren, gewisse Baumfrüchte, Feldsalat, doch mehr als Zutisch. Die NO-Batwa (NW-Uganda) und die West-Batwa üben etwas mehr Wildbeuterei : Knollen, wilde Banane, die wohl auch die anderen Batwa nicht verschmähten. Bei allen gilt aber in der Hauptsache Feldfrucht und Hochwildbret.

Von S. 89 ab behandelt Schebesta die Mischungsfrage :

« ... einzelne (prähistorische) Negerstämme und zwar solche, die schon sehr lange in Lebensgemeinschaft mit ihnen waren, wurden geradezu ihr Schicksal. Ganze Pygmäenkontinente gingen besonders in dieser Negerbevölkerung auf. »

Unter den Bakumu von Lubutu (Westen) « finden sich heute keine Bambuti mehr, doch ist es zweifellos, dass sie sich diese assimilierten. Ihre Ähnlichkeit, besonders jener von Lubutu mit den Pygmäen, soll geradezu augenfällig sein ».

« Unter dem Namen Bapakombe — in der Beni-Gegend — bilden sie eine ausgesprochene, pygmäische Mischbevölkerung... Es kann als sicher angenommen werden, dass die Bakumu-Babira, aus dem Westen kommend, in den Ituri-Wald eindrangen. »

S. 90. — « Die Babira fallen allen Kennern als stark pygmäisierte Bevölkerung auf... nach Kreuzung mit den Negern blieb diese degenerierte Sprachart nicht nur auf die Bambuti beschränkt. »

Als Hauptnahrung aus dem Ackerbau : « Die Babira sind Träger einer primitiven, dem Wald vertrefflich angepassten Bananenkultur. » (Für Ruanda s. o.)

S. 91. — « Ähnlich den Babira, haben auch die Lese-Mvuba viel Pygmäenblut aufgenommen, obwohl unter ihnen noch manche pechschwarze, schlanke Negertypen anzutreffen sind, wie sie in der Steppe, besonders unter den Madi und Verwandten zu finden sind, denen die Mamvu-Lese zuzuzählen sind. »

S. 184. — « Die dem Licht ausgesetzten Körperteile sind dunkler als die bekleideten oder bedeckten (Achselhöhlen, Handflächen, Fusssohlen, Lippen-schleimhaut). »

Diese Beobachtung gilt auch für Ruanda; bekannt ist ferner die Tatsache, dass die Neugeborenen mit heller Hautfarbe, blassgelb oder blassrötlich, zur Welt kommen und erst nach einigen Tagen nachdunkeln. Das dunkle Pigment ersetzt unsern Tropenhut als Naturschutz gegen die direkte Bestrahlung, was bei den Efe als « Schattengewächsen » in beschränkter Masse der Fall ist.

Schebesta legt denn die Bedeutung der Umwelt bei seiner scharfen Beobachtungsgabe überzeugend dar. Was bedeutet aber biologisch « Anpassung »? Grössere Bedürfnislosigkeit infolge der Reduktion des physiologischen Funktionsorganismus — ich spreche hier vor allem im Hinblick auf die Nahrungsverhältnisse, die sonstigen Einflüsse kommen noch hinzu — oder besondere Einstellung der Endokrinen auf Wildfrucht und weitere Anpassung des Gesamtorganismus? Dadurch würden offenbar auch die Hormone beeinflusst und ihre Einwirkung auf die körperliche Entwicklung. Wäre etwa anzunehmen, dass in früherer Zeit, als die Batwa noch ausschliesslich Wildbeuter waren, ihre Physis nicht so beschaffen war wie es uns heute erscheint? Wir haben übrigens ein indirektes, historisches Zeugnis dafür, dass auch in prähistorischer Zeit wohl keine Mischung stattgefunden hat, denn eifersüchtig wachten die Batwa über den Alleinbesitz des Waldes. Als noch das ganze Gebiet mit Wald bedeckt war « legten die Batwa mit Weib und Kind Tagereisen zurück, wenn sie vernommen hatten, dass irgendwo einer der verhassten Waldfrevler sich angesiedelt hatte. Sie fielen über die Siedlung her, machten alle nieder und zogen sich mit ihrem Raub zurück ». Die Fehden der Batwa mit den Bahutu dauerten fort bis in



die jüngste Zeit, wenn ihr « Raub » sie andererseits auf die Vorteile der Symbiose hingewiesen hatte, die sie vereinzelt aufnahmen trotz anderweitig immer noch sich betätigender Wirren. Allmählich konnten denn die Hutu die unter den Batwa selbst herrschenden Zwistigkeiten ausnützen und sich dieser « fürchterlichen » Feinde z. T. entledigen; ganz ist es ihnen aber erst seit dem Einzug der Europäer gelungen. Es ist nicht leicht ersichtlich, wie sich unter solchen Umständen eine friedliche Ehegemeinschaft hätte ausbilden können, sie müsste denn für uralte Zeiten angenommen werden in der Voraussetzung, das der jetzige Wald sekundär ist und andere Menschenverbände hier wohnten, worauf wieder meine altpaläolithischen Funde im Waldtgebiet hinweisen könnten (*Anthropos*, 1933, Heft 1/2, 87-98). Kommen da aber die Ahnen der jetzigen Batwa in Betracht? Wenn ja, so bestünde die Möglichkeit der Mischung, wie sie auch zur Stunde rein theoretisch besteht, die Tatsache wäre aber nicht erwiesen, zumal wenn die Folgen der Anpassung eine Mischung vortäuschen können. Die Wahrscheinlichkeit spräche in sofern dagegen, als die Symbiose mit dem Ackerbau in Ruanda erst nach harten Kämpfen mit den Ackerbauern zustande gekommen ist, da die Batwa erbittert für ihre Waldeinsamkeit und Waldesherrlichkeit gegen die unerwünschten Eindringlinge vorgingen, ein Zeichen übrigens, dass sie sich bei ihrer Wildbeuterei sehr wohl fühlten. Sie zeigten sich so tapfer, dass selbst hamitische Expeditionen von dem Häufchen Sumpf-Batwa im Rugezi-Moor in die Flucht geschlagen wurden; man bezwang sie später nur durch List.

Für West-Kivu ist der Wald annehmbar als sekundär bezeugt: « Zur Zeit des Mushuhüle (aufsteigend dritte Generation) war das ganze Land mit Saaten bedeckt, es gab keinen Wald. » Um dieselbe Zeit fielen die arabischen Sklavenjäger mit ihren schwarzen Bakúso-Söldnern ein. Das gesamte NW-Gebiet wurde in eine menschenleere Einöde umgewandelt: was von diesen Horden nicht eingefangen oder verspeist wurde, verfiel dem nunmehr einreissenden « sehr ansteckenden » Kannibalismus im Lande selbst. Es konnte nicht mehr geackert werden, weil es keine Ackerer mehr gab. Der jetzige Wald besteht also erst seit zwei Generationen. Über diese Begebenheiten berichte ich ausführlich im II. Bande (I. der Serie) meines Pygmäenwerkes: « Die soziale Umwelt der Kivu-Pygmäen. »

Diese Sachlage ist jedoch nicht ausschlaggebend, denn die Batwa hatten damals ihre Jagdreviere in dem westlich sich anschliessenden Urwald; sie übten die Symbiose, wie sie es jetzt auch tun. In diesem Walde schlugen sie den Andrang mit Feuerwaffen ausgerüsteter Sklavenjäger erfolgreich ab, denn in ihrer natürlichen Feste sind die treffsicheren Batwa-Schützen unsichtbar und unfassbar; die sorglosen Eingeborenen aber vernachlässigten den Verpflegungsdienst, so dass die wackeren Krieger sich gezwungen sahen, wieder ihrer Jagd obzuliegen: Greuel und Entsetzen kamen über das Land. Die dort aufgelesenen Steinwerkzeuge lassen nun aber die Möglichkeit offen, dass wir es in Wirklichkeit mit einem tertiären

Walde zu tun haben. Die örtliche Tradition reicht nicht weiter als siebzehn Generationen, weiss aber von Ackerbauern zu berichten, die damals schon « im Walde » waren. Wir hätten denn hier einen ähnlichen Fall, wie wir mythologischen Charakter annehmen. Die damaligen Barēnge- und Bázigāba- auch hier, s. u.)

Der nord- und nordwestliche, lichte Ruanda-Wald, der sich bis jüngst auch über den gesamten Nord-Osten ausbreitete, jetzt aber nur noch eine Randzone bildet bis hinauf nach Nordwest-Uganda, kann mit der üppigen Vegetation des Ituri-Waldes nicht wetteifern. Man muss allerdings die Höhenlage berücksichtigen : 2.500-3.000 m. Die ersten Ansiedler sind die aus Kissaka (Osten) stammenden Bagessera, Totem : Bachstelze. In der achten Generation wurde dem Begründer der Kolonie, Gasīga, der Bushīru-Wald (NW) von Sultan Kǵīrima (auch VIII. Aszendenz der Ruanda-Könige) zugestanden. Politisch zeichnet sich dieses Gebiet vor allen anderen aus durch die unaufhörlichen Fehden einerseits der Ackerbauer-Clans unter sich, dann besonders der Batwa gegen alle diese Clans zusammen, und zwar bis um die Zeit des Weltkrieges. Der Widerstand der Batwa-Gruppen gegen die rodenden Eindringlinge erstreckte sich bis an die äusserste nordöstliche Grenze. Sie verheerten sogar das längst besiedelte, unter hamitischer Herrschaft stehende Land in weitem Umkreis, und alles floh vor diesen « schrecklichen Kriegerern ». Die aufgefundenen Steinwerkzeuge, die für die ortsansässigen Eingeborenen undeutbar sind, weisen auf eine ältere Kultur hin, die ich in einem der folgenden Bände über Ruanda besprechen werde. Sie reicht heran bis an das XXX. Geschlecht der Ruanda-Sultane; bis dahin bewegen wir uns auf genügend beglaubigter, geschichtlicher Grundlage. Die Quellen erstrecken sich allerdings bis auf das XXXIII. Geschlecht, wo sie aber mehr ihn jetzt für die Nord-Ost-Batwa besprechen. (Die « Barēnge » herrschten Hutu « kannten kein Eisen und bedienten sich steinerner Messer und Äxte, die sie durch Aneinanderschlagen der Steine herstellten ». Es handelt sich denn um eine altpaläolithische Technik, die bis an das Zeitalter der als « Jäger und Schmiede » anrückenden Tūtsi (Hamiten) heranreicht; von wo diese Steinkultur her stammt, wissen die Quellen nicht zu berichten. So haben wir es denn auch in diesem « Paläolithikum » anerkanntermassen mit den jetzigen Batwa zu tun. In Anbetracht ihrer feindseligen Stellung gegen die Ackerbauer dürfen wir annehmen, dass die ersten sich zur Symbiose entschliessenden Batwa ihnen als Waldesverräter gelten mussten. Es mögen solche gewesen sein, die mit ihren Stammesbrüdern zerfallen waren und nunmehr Schutz bei den neuen Ankömmlingen suchten. Wie sehr andererseits eine eheliche Verbindung mit Batwa dem Volksempfinden fremd ist, beweist der Umstand, dass der mit dem Mutwa Mīhwābarο ankommende Ahnherr der Tūtsi, Kīgwa (XXX., resp. XXXIII. Geschlecht), diesem ein Schimpansefräulein zum Weibe gab : « Mīhwābarο unterhielt das Feuer und nahm sich der Hunde an; Kīgwa gab ihm eine impūdukazi (Schimpanseweibchen) zur Frau. » Die geschichtliche Einstellung scheint denn

durchaus selbst gegen eine blosse Möglichkeit der Mischung zu zeugen. Wenn also die ursprünglichen Altpaläolithiker es mit den Voreltern unserer jetzigen Batwa zu tun hatten, so legt die nachträgliche, historisch bezeugte Feindseligkeit der Batwa gegen den waldzerstörenden Ackerbau den Gedanken nahe, dass bis dahin nicht einmal Symbiose geübt wurde.

Die geschichtlichen Angaben scheinen folgende Rückschlüsse auf die Vorgeschichte zu gestatten :

1. Die « Himmlischen » (Hamiten) übten in ihrem Ursprungsland keine Ehegemeinschaft mit den Batwa, sonst wäre Kígwa, d. h. der Abstürzende, nicht auf den sonderbaren Gedanken verfallen, dem Míhwābaro ein Schimpanseweibchen anzutruen. Die Legende drückt hier eine allgemeine soziale Vorstellungswelt aus.

2. Die « Erdhaften », die Bázigāba, kannten weder Symbiose noch Ehegemeinschaft, denn sie staunten über das fremde Wesen, den Míhwābaro, der ihnen schliesslich doch noch menschenähnlicher vorkam als die hellfarbigen Riesengestalten der Hamiten. Batwa waren ihnen somit unbekannt.

3. Und doch gab es damals schon Batwa im Walde. Als die Himmlischen einmal der Jagd oblagen, so meldet eine Batwa-Erzählung « entdeckten sie, unter einem Strauche versteckt, ein gar seltsames Tier, über und über mit Zotten bedeckt, und das Tier lachte. Sie nehmen es lebend mit nach Hause u. s. w. Es war ein Mutwa ». Die Batwa-Legende scheint der anderen zu widersprechen, da die Himmlischen doch mit einem Mutwa herabgestiegen waren und ihnen somit wenigstens das Aussere eines Mutwa nicht fremd sein konnte; infolgedessen wäre der Batwa-Bericht wertlos. Diesen Einwand könnte ein Historiker vorbringen, nicht aber ein Volkskundler : die Legende drückt vor allem dem Volke geläufige Vorstellungen aus und macht weniger Anspruch auf geschichtliche Tatsächlichkeit. Der Inhalt dieser Legende wird denn auf das scheue Wesen der damaligen Batwa hinweisen, die sich wie wilde Tiere versteckten und in keine Gemeinschaft mit Andersgearteten treten wollten. Auf ähnliche Wesen mögen sich auch unsere Legenden über Kobolde, Heinzelmännchen u. dgl. beziehen. Wenn der strenge Historiker sich mit dieser Erklärung nicht zufriedenstellt, so mag er eine weitere Deutung der Legende entgegennehmen : Míhwābaro, als Himmelszwerg und Töpfer, war bereits akkulturiert und trug nicht das zottige Vlies; wir haben es infolgedessen mit zwei Batwa-Varietäten zu tun.

Wie unbeständig die Hautfärbung ist, worauf Schebesta schon hinweist, möge an einem weitem Beispiel aufgezeigt werden. Die studierenden Missionszöglinge, mehr vielleicht noch die weiblichen bei den Schwestern, hellen nach kurzer Zeit augenfällig auf. Bei starker Sonnenhitze leiden sie leicht an Kopfschmerzen und müssen eine Kopfbedeckung tragen, während sie doch früher unbedeckt und unbelästigt die direkte Bestrahlung wie alle anderen ertrugen.

Das Problem der Zwergform stellt sich dann für die Tierwelt, da man entsprechende Beobachtungen im afrikanischen Urwalde gemacht hat.

Der Ackerbau bringt seine Belege für die Bedeutung der Umweltbedingungen: Mit demselben Samen, in derselben Jahreszeit und auf demselben Acker kann eine Ernte, eine Bohnenernte, sehr verschieden ausfallen je nach der Bodenbeschaffenheit, der Bewässerung, der Bestrahlung. Man erzielte wohl alle Abstufungen von der Kümmer- bis zur Vollform.

Wie entstanden die Rassen überhaupt bei Annahme der monogenetischen Abstammung des Menschen? Der Faktor « Mischung mit Andersgearteten » ist hier von vornherein ausgeschlossen.

So ergäbe sich folgende Einteilung:

1. Die pygmäomorphen oder echten Zwerge in verschiedenen Abarten; das allen Varietäten Gemeinsame ergibt die forma typica.

2. Die Pygmoiden oder pygmäenähnliche Mischlinge, bei denen der Gesamt-Typus allmählich erlischt. Die Baskète in Ruanda haben alles Pygmäische bereits abgelegt, auch in ihrer Sprache, als Folge einer durch fünf Generationen konsequent durchgeführten Hamitisierung. Mit der Annahme von Mischungen muss man sehr vorsichtig sein, wie Schebesta hervorhebt, da « ganze Pygmäenkontinente » aufgesogen werden; in dem Falle gäbe es überhaupt keine Kivu-Pygmäen mehr, da diese nicht nach Tausenden, sondern nach Hunderten gezählt werden und zwar unter einer dichten Bevölkerung.

Und nun haben die Biologen das Wort!

Bei ihrer Untersuchung der Fingerabdrücke stellt Frau Professor Dr. Weninger Vergleiche an mit dem Hautleistensystem der Buschmänner, nach Aufnahmen von P. Pöch<sup>(1)</sup>.

Antwerpen, im März 1939.

PETER SCHUMACHER.

---

(1) Die allen Messungen beigelegten *Haarproben* wie auch die Messungen aus dem südlichen Vulkangebiet gingen leider unterwegs verloren; die Batwa dieses Gebietes gehören zum NO-Typus (vgl. Bildtafeln).